

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 19 (1929)
Heft: 13

Artikel: "Robinsonland" [Fortsetzung folgt]
Autor: Poeck, Wilhelm
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637036>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 13
XIX. Jahrgang
1929

Bern,
30. März
1929

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Ostergriße.

Von Hanna Martin.

Auferstehung jauchzt der Vögel Sang! Gib auch du dich einmal rastlos hin
Auferstehung strahlt der Sonne Glühen! An dies wunderstarke junge Werden.
Scheuer Veilchenduft streift wegentlang — Auf zum Himmel wende Herz und Sinn
Nun vergiß das Sorgen und das Mühen. Mit der Hoffnung fröhlicher Gebärde. Sreudig magst zu deinen Ostern schreiten.

„Robinsonland“

Ein Roman von Wilhelm Poed.

1

Staatsanwalt Nautilus kam nach Hause, legte seine Aktenmappe in sein Arbeitszimmer, wusch seine Hände im Schlafzimmer, gab seinem an den Schläfen bereits ergrauenden und am Scheitel schon spärlichen Haar mit der Bürste vor dem Spiegel ein paar Striche, die einen etwas reicheren Fall vorkäuschen sollten, besprengte sein Gesicht aus einem Zerstäuber mit einem Hauch kölnischen Wassers, das er mit dem Handtuch in die Hautporen einrieb, und begab sich ins Wohnzimmer. Hier erwartete ihn bereits seine Frau. Sie ging ihm entgegen und sah teilnehmend in seine abgepannten Züge. Er küßte sie auf die Stirn und setzte sich dann schweigend auf seinen Platz. Sie klingelte, das Mädchen brachte die Suppe; sie füllte auf und faltete dann die Hände, die Worte des Tischgebets erwartend, die ihr Mann kurz, in dem Tonfall des Plädoyers, wenn die moralische Seite des Verbrechens daran kam, zu sprechen pflegte. Aber er unterließ es heute und starrte mit einem eigentümlichen, nach innen gerichteten Blick auf den dampfenden Teller.

„Hast du Unannehmlichkeiten in der Sitzung gehabt, Herbert?“ fragte sie teilnehmend.

„Nicht mehr als sonst, wenn die Verteidigung ihre Pechvögel weiß waschen will. Diesmal war es der Fall selbst. Eine Anzahl Großstadtfürchtchen hatte sich zu einer richtigen Räuberbande zusammengetan. Draußen im Gehölz eine Höhle angelegt, eine richtige Räuberhöhle. Förmlich elegant, mit Bretterfußboden, Wänden und Decke, Kochofen, Stühlen, einem Tisch, 'ner Petroleumlampe, Bier- und Weinkeller, Schinken- und Wurstkammer, kurz, schon mehr ein unterirdisches Schloß. Darin haben sie, wenn sie bezecht waren, gefungen. Das hat sie verraten. Und nun sind sie, schon mit zwölf, dreizehn, vierzehn Jahren, auf der schlim-

men Bahn angelangt, auf der es kein Zurück mehr gibt. Die zweite Station ist das Zuchthaus.“

„Arme Jungen!“ rief Frau Nautilus mitleidig. „Wer weiß, wieviel Schuld sie selbst trifft. Wahrscheinlich mehr die Verhältnisse.“

Der Staatsanwalt schlug mit der flachen Hand auf den Tisch.

„Die Verhältnisse! Du sprichst wie 'n Volksanwalt. Genußsüchtige, verwilderte, entsetzliche Bengel sind es. Zuchthausplantage, wie sie im Buche steht.“

Hastig aß er, ohne sich an das ausgefallene Tischgebet zu erinnern, ein paar Löffel Suppe. Dann fuhr er fort:

„Du kennst ja den Dr. Huxler. Der hatte die Verteidigung. Als er fertig war, stand es wieder mal so gut wie fest, daß nicht diese Bande junger Großstadtrinaldini hinter schwedische Gardinen gehöre, sondern die Gesellschaft, die die Klassegegensätze schafft, den Luxus, das Proletariat, den Haß, die Begehrlichkeit. Und zuletzt die Klassenjustiz, deren Arm sich jetzt nach diesen bedauernswerten Opfern einer veralteten Gesetzgebung ausstreckt.“

„Hat der Präsident das ungerügt hingehen lassen?“

„Ach, die alte Schlafmütze! Ich glaube, er hat inwendig Beifall genießt. Aber ich, ich hab's für meine Pflicht gehalten, diesem forensischen Demagogen gehörig die Meinung zu sagen.“

Frau Nautilus sah teilnehmend in die vom Berufsarger gefurchten Züge ihres Mannes, in denen die Auseinandersetzung mit dem Verteidiger erneut nachzitterte. Sie nötigte ihn, die Suppe völlig zu essen, legte ihm dann ein Stück Hühnerbrust vor, schenkte ihm Wein ein und bat ihn, sich nicht mehr über den Dr. Huxler aufzuregen, sondern von dem Fall selbst noch etwas mitzuteilen.

„Hatten denn die bedauernswerten Jungen keine Eltern, die sie überwachten?“ fragte sie.

„Eltern? Du weißt doch, Erdmüte, wie Arbeiterkinder im allgemeinen behütet sind. Die Männer laufen in die politischen Versammlungen. Die Frauen haben nur Interesse an Tratsch und Puß.“

„Sind das nicht schon Verhältnisse, die ihr Vergehen in gewisser Weise milder beurteilen lassen?“

Der Staatsanwalt schlug abermals auf den Tisch und rief:

„Nein! Dann könnten sich ja alle Proletariatskinder sektionsweise zu Räuberbanden zusammenschließen. Es gibt auch eine persönliche Verantwortlichkeit.“

„Du lieber Himmel!“ rief Frau Nautilius, und in ihre Augen traten Tränen, „wer weiß, welche Einflüsse diese armen jungen Gewissen abgestumpft oder vielleicht ganz erstickt haben mögen?“

Der Staatsanwalt hatte das erste Glas Wein hastig hinuntergestürzt.

„Darin hast du recht. Die waren allerdings da. Darauf hätte sich die Verteidigung beschränken sollen. Denn das war wirkliche Substanz. Die Jungen haben nicht aus reiner angeborener Bosheit geräubert. Sie haben Schundliteratur gelesen: Nic-Carter-Bücher, Indianerbücher, von dieser schauerhaften Fünfundzwanzig-Pfennig-Sorte. Was sage ich? Gelesen? Nein, verschlungen. Ganze Stöße hatte der Huzler vor sich aufgestapelt, die sind gleichfalls in ihrer Räuberhöhle gefunden worden. Die Leute, die sie zusammen schmieren und die sie an die Jungen verkaufen, die gehören ins Loch. Wer in irgendwelcher Form in unreife Gemüter Gift hineinträgt, habe ich in meiner Replik dem Huzler erwidert, der gehört ins Gefängnis, ja, sogar ins Zuchthaus.“

„Da habt ihr euch ja also gegenseitig den Aufenthaltsort genau vorgezeichnet, an dem ihr euch unschädlich machen würdet, falls der eine oder andere einmal die Macht dazu bekäme“, sagte Frau Nautilius lächelnd.

„Das verstehst du nicht“, erwiderte der Staatsanwalt abweisend. „Mulier taceat in politicis. Ich sage dir, es geht ein Geist des Aufruhrs, des Ungehorsams, des Nihilismus durch die Welt, der sie einmal in Brand und Schutt verwandeln wird, wenn die Wächter nicht aufpassen.“

Frau Nautilius sah ihren Gatten abermals mit dem gleichen aufbäumenden Blick an. Doch versagte sie sich diesmal eine weitere Verteidigung ihrer Ansicht, sondern griff auf das mehr neutrale Thema der Schundliteratur zurück:

„Fürchtest du für unseren Dietmar und Lambert?“

„Daß sie heimlich Fünfundzwanzig-Pfennig-Bücher lesen?“ Nautilius lachte kurz auf. „Die haben ja ihr ganzes Bücherbrett voll schöner, wertvoller, wunderbar illustrierter Jugenderzählungen, wie es sie zu meiner Zeit nicht gab.“

„Gerade die machen mich aber bedenklich“, erwiderte Frau Nautilius besorgt. „Ich finde sie innerlich so unwahr. Die Helden sind Jungen und handeln, als ob sie Männer wären.“

„Aber sie sind in ihrer Tendenz einwandfrei“, wandte Nautilius ein. „Sie sind national und christlich. Genau wie's für künftige Staatsbürger, die eine leitende Stellung einnehmen sollen, paßt. Sie wirken erzieherlich.“

„Ach, Herbert“, sagte Frau Erdmüte kopfschüttelnd, „wenn ich das Wort erzieherlich höre, wird mir allemal ganz

schlecht. Wenn alles, was erzieherlich wirken sollte, es auch wirklich täte, müßten alle Jungen, statt als Anwärter für Besserungsanstalten, als Musterknaben herumlaufen.“

„Willst du damit sagen, daß Dietmar und Lambert jemals auch zu Mitgliedern einer jugendlichen Räuberbande heruntersinken könnten?“ brauste der Staatsanwalt auf. „Daß sie in der Schule nichts leisteten, hat andere Gründe. Sie haben Flausen im Kopf.“

„Das haben alle Jungen. Die heut Verurteilten werden wohl auch nichts anderes drin gehabt haben. Alle Jungen spielen am liebsten Räuberspiele. Daß es bei diesen ins wirklich Räubermäßige übergeschnappt ist, liegt sicherlich an den Verhältnissen des Elternhauses.“

„Und die sind ja, gottlob, bei unseren beiden so, daß sie bei ihren jugendlichen Vorübungen niemals Schinken und Würste stehlen oder Schaukästen erbrechen werden“, versetzte Nautilius. „Aber im Ernst, ich möchte dich doch bitten, nicht mehr solche unmöglichen Vergleiche zu ziehen.“

Das Gespräch wurde durch eine vom Mädchen herein-gebrachte Besuchskarte unterbrochen. Der Staatsanwalt warf einen Blick darauf, sprang auf und sagte:

„Erdmüte, du mußt mich entschuldigen. — Lise, führen Sie den Herrn in mein Arbeitszimmer.“

Betroffen sah Frau Nautilius ihrem Gatten nach. Dann blickte sie auch auf die Karte.

„Merkens,

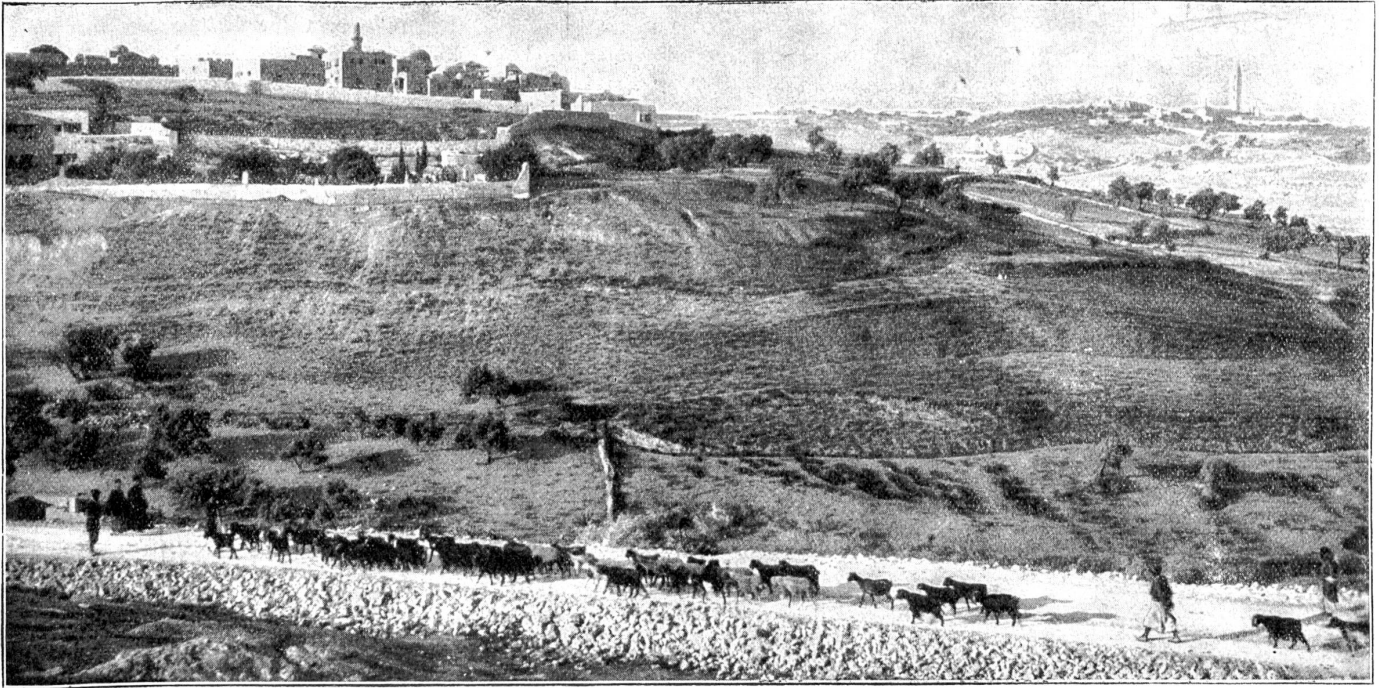
Kommissar der Kriminalpolizei“

las sie. Was wollte denn der in der Wohnung?

2.

Der traurige Fall dieser jungen, schon so früh auf Abwege geratenen Kinder des arbeitenden Volkes zitterte in ihrem Herzen nach. Wie waren doch das Glück und die Güter dieser Welt so verschieden verteilt! Frau Nautilius sah von Luxus, Wohlleben, materiellen Gütern völlig ab: in ihnen ruhte das Glück nicht! Ganz sicherlich aber in den Kindern. Sie bedeuteten allen Menschen die Hoffnung und die Zukunft. Sie waren der Ersatz für alle erlittenen Schicksalsschläge, für alles Glück und alle Herzensträume — sie leuchtete leise auf — die das Leben den Eltern zerstört oder nicht erfüllt hatte.

„O, meine Kinder!“ murmelte sie vor sich hin. Wieder traten ihr die Tränen in die Augen; diesmal Tränen des Glücks, daß jene Gefahren ihnen nicht nahen. Die Worte ihres Mannes klangen laut in ihr nach: ja, er hatte von diesem Standpunkte aus gewiß darin recht, daß auch das Bestehende auf nachdrücklichen Schutz Anspruch habe, weil es als solches vernünftig sei. Was sie selbst aus der Tradition herausriß — ach, das war etwas ganz anderes. Das ging nur sie an. Das war ein Teil Glück, den sie mit eigener Hand aus ihrem Leben herausgestrichen hatte. Alles das war nicht mehr zu ändern. Den Weg in ein neues Leben, voll halsstarrer, stachlichter, eigenwüchsiger Wildnisse, in der sich die heutige junge weibliche Generation blutig riß, konnte sie nicht mehr für sich frei machen. So sollte denn ihr Dasein — Frau Nautilius gelobte es sich in diesem Augenblick aufs neue — immer mehr zur Pflicht werden. Zur Pflicht für ihre Kinder, die ihr nun Ersatz für alles waren. Sie waren ihrem Herzen nicht völlig das, was sie hätten sein müssen. In ihm tat sich ein Abgrund auf, wie



Ostern in Jerusalem. — Der Berg Zion und der Oelberg.

immer, wenn ihre und ihres Mannes Lebensauffassung wie zwei Klängen aufeinandertrafen. Mit einem gewaltsamen Willensruck schloß Frau Nautilus ihn wieder und blieb mit gepreßtem Gemüt vor der Tür des Knabenzimmers stehen.

„Gottlob, der wilde, fröhliche Tumult da drinnen erleichterte es sofort. Sie lauschte und lächelte. Arbeiten — nein, arbeiten war dieser Kampf jugendlicher Leiber und Geister allerdings nicht zu nennen.“

Wahrhaftig, die Bengel prügelten sich nach Noten. Alle vier durcheinander; denn Dietmars und Lamberts beide Klassenfreunde, Peter Guldnapfel und Karlsochen Rosendaal, waren natürlich mit dabei.

„Auf die Mingos!“

„Gib's ihnen, Anka!“

„An den Marterpfahl mit den verräterischen Schuften!“

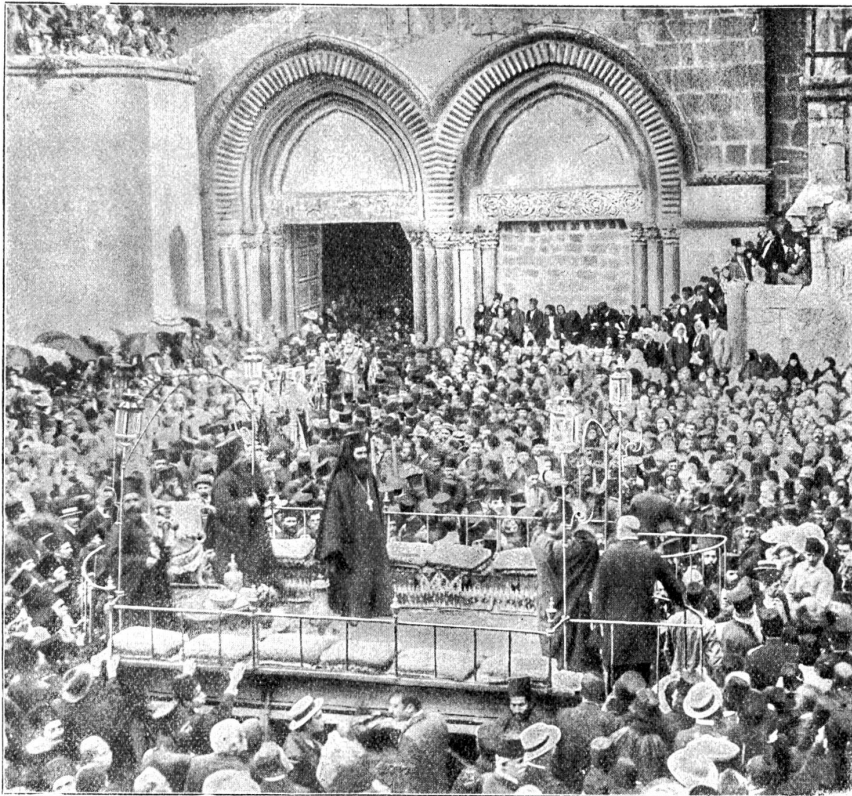
„Gnade, Gnade!“

„Wohlan, so laßt uns den Tomahawk begraben und die Friedenspfeife anzünden!“

Na, dachte sie, die Gesellschaft wird doch nicht so frech sein, sich hier im Hause, sozusagen unter meinen und Herberts Augen, richtigen Knaster anzubrennen? — Passpasspass! — Sie guckte durchs Schlüßelloch, ein Verfahren, das Frau Nautilus bei ihrem Dienstmädchen mit sofortiger Entlassung geahntet hätte, das ihr aber bei listvollen Indianern als Gegenlist durchaus erlaubt erschien. Ja, da gingen richtig aus dem Munde ihres Aeltesten, des Anführers bei allen Untaten, schon die schönsten blauen Rauchkringel in die Luft.

Dabei konnte sie die vier Jungen, die völlig kodakreif dasahen, einmal recht genau betrachten. Wie verschieden sie waren und wie gut sie sich doch gegenseitig ergänzten! Da war ihr feueräugiger Aeltester mit seinem ungestümen, cholertischen Temperament, seiner genialen Unraft, genialen Phantasie und genialen Faulheit. Ihr Liebling und Sorgenjunge, in dessen allem Zwang feindlicher, unkonventioneller, sprü-

hender Natur sie ihre eigene wiedererkannte. — mit ihren Vorzügen und ihren Gefahren. Wie verschieden war Dietmar in Gesichtsbildung und Temperament von dem um ein Jahr jüngeren Bruder. In dem ernstlichen und nachdenklichen Lambert, dem schon mitunter eine Denkfalte zwischen den starken Augenbrauen erschien und dem der Blick sich jekt, als er die Pfeife an seinen Sitz- und Klassennachbar Karlsochen weitergab, plötzlich nachdenklich-traurig nach innen vertiefte, als ob den verbotenen Genuß bereue, schien ihr Gatte verkörpert. Du lieber Himmel, Lambert drückte jekt die Bänke mit Diez zusammen, und wenn man die Leistungen beider addierte, war die Summe längst nicht so groß, daß ihre Pegelhöhe auch nur einen von ihnen über die Barre zur Obertertia gebracht hätte. Mit derartigen reinigen Skrupeln plagte sich allerdings der rosig und nahrhaft wie ein Vollmond oder ein Spanferkel leuchtende Karlsochen schon von Temperaments wegen niemals. Sein Vater war ein großer Gutsbesitzer; er fühlte sich jekt schon als ein kleiner, und der Plan seines künftigen Lebens war nur von dem einen Gedanken erfüllt, das Gutsgebäude später einmal durch Anbau einer Regelbahn zu erweitern. Denn es verdroß ihn unermesslich, daß die Standesrückichten ihn später verhindern würden, mit den Bauern zusammen Regel zu schieben. Dies Vergnügen schien ihm das schönste auf der Welt, und da er noch nicht reif genug dazu war, setzte er sie ihnen während der Ferien wenigstens heimlich auf. Verbotene Pfeifen schienen ihm weniger begehrenswert, dagegen war es für Frau Nautilus ein kleiner Genuß, Peter Guldnapfel dabei zu beobachten. Er hatte seine langen, dünnen Spinnenbeine wie ein Türke auf dem Teppich gekreuzt, hielt das Friedensinstrument, wie ein Feinschmecker eine Austerschale, zwischen den Fingern, sog den daraus hervorqualmenden Rauchstreifen prüfend in die Nasenlöcher, tat dann mit seinen dicken Lippen einen Zug und blies den Mund-



Ostern in Jerusalem. — Ankunft des Patriarchen vor der heiligen Grabeskirche.

inhalt in Form eines Ringes, der den übrigen Mitgliedern des Konventikels ein bewunderndes „Ah!“ entlockte, bis in die Mitte der Stube. Er verfolgte ihn mit seinen kleinen, blinzelnden, rotbewimperten Augen wohlgefällig und machte noch ein halbes Duzend hinterher, die gleichfalls den Beifall der Menge auslösten.

Trotz des Anmuts, den ihr die Sache selbst bereitete, mußte Frau Nautilius doch einen Augenblick vor sich hinlächeln. Waren die vier, wie sie in dem blauen Rahmen ihrer jugenhaften Ueppigkeit und Weltverachtung vor ihr saßen, nicht die Vertreter der vier Temperamente, des Cholericers, Melancholikers, Phlegmatikers und Sanguinikers, wie aus dem Buch geschrieben? Nun, darum vertrauen sie sich auch wohl so gut und kleben in allen Dingen — ach, leider auch der Beharrlichkeit für untere Klassenplätze — zusammen wie Pech.

Nun legte Peter, der Türke, die Stummelpfeife neben sich auf den Teppich, daß die glühenden Funken herausfielen, und sagte, verächtlich über seine Schulter in die Stube spuckend:

„Also, du konntest deinem alten Herrn nur diesen Uebermäcker klauen? Keine Zigaretten, weil er keine schmaucht. Sonderbarer altmodischer Mann das! Das nächste Mal werde ich für das Rauchbare sorgen.“

(Fortsetzung folgt.)

Ostern in Jerusalem.

Von Pfarrer S. Dettli.

Soweit die Christenheit reicht, wenden sich in diesen Tagen um Karfreitag und Ostern die Blicke nach der Stadt, in der einst das Kreuz des Erlösers aufgerichtet wurde. Unauslöschlicher als all das Denkwürdige, das im alten

Athen und Rom geschehen ist, haben die Ereignisse dem Gedächtnis der Menschheit sich eingepreßt, die in jenen Tagen in Jerusalem sich zugetragen haben. Schließen auch wir uns dem großen Zuge an.

Eine hochgelegene Stadt, eine Bergstadt ist Jerusalem, im Herzen einer gebirgigen Landschaft. Ehe Bahnlinie und Autostraßen gebaut wurden, führten nur rauhe und beschwerliche Pfade zu ihr hinauf. Sie liegt auf dem südlichen Rande einer Hochfläche, die nur 4—500 Hektaren groß ist und von den beiden Tälern des Baches Kidron und Hinnom begrenzt wird. Eine flache Talsenkung spaltet das Plateau nochmals in zwei Höhen: auf der östlichen, Morijah, liegt der Tempelplatz, die westliche trägt die „Obere Stadt“ und den Zion. Unmittelbar hinter dem Kidrontal, also im Osten Jerusalems, zieht sich der Delberg hin, eine langgestreckte Höhe mit anmutig gezeichnetem Profil und mehreren runden Kuppen, von denen man eine prächtige Aussicht genießt.

Das erste, was Jesus nach seinem königlichen Palmsonntageinzug in Jerusalem vollbrachte, war die Reinigung des Tempels. Wenn wir das riesige Rechteck des Tempelbezirks mit 500 und 300 Meter Seitenlänge, nach drei Seiten über gewaltigen Stützmauern sich erhebend, betreten, dann fragen wir uns,

ob irgend eine Stadt der Welt einen majestätischen Platz besitzt. Die Wunderbauten des salomonischen und herodischen Tempels sind freilich längst dem Erdboden gleichgemacht worden. Genau an ihrer Stelle erhebt sich jetzt auf erhöhter Terrasse ein muhammedanisches Heiligtum, der Felsen-dom, nach seinem vermutlichen Erbauer auch die Omar-moschee genannt, ein herrlicher Rundbau, dessen 30 Meter hohe Kuppel das ganze Stadtbild beherrscht. In seinem Innern birgt er den unbehauenen heiligen Felsen, über dem einst der große Brandopferaltar der Israeliten sich erhob, eine der erinnerungsreichsten Kultstätten der Menschheit. Am südwestlichen Fuß des Tempelmassivs finden wir die Klagen-mauer der Juden, wo seit mindestens 16 Jahrhunderten hauptsächlich Freitags das Volk „mit der ruhelosen Fußsohle und dem bebenden Herzen“ sich versammelt, als müße es den Untergang seines Heiligtums mit ebensoviel Tränen beweinen, wie ehemals Blut darin geflossen ist. Mit schmerzlicher Gebärde krallen die abgehärmten Gestalten ihre Hände in die verwitterten Steine, blinde alte Frauen küssen sie inbrünstig, klagende Gefänge und Gebete werden laut.

Blicken wir von der Ostmauer des Tempelplatzes zum Delberg hinüber, so gewahren wir an dessen Fuß den Garten Gethsemane, wo der Erlöser in unendlicher Einsamkeit seinen schweren Seelenkampf durchgekämpft hat. Uralte Delbäume stehen jetzt noch dort. Seit 80 Jahren befindet die Stätte sich im Besitz der Franziskaner, die aus ihr einen schönen Blumengarten geschaffen haben. Von der Nordwestecke des Tempelplatzes, wo man die Stelle des Richthauses des Pilatus vermutet, lassen wir uns durch die Via dolorosa, den Schmerzensweg des Heilandes, zur Heilig-Grab-Kirche führen, die dort errichtet worden ist, wo ältester Ueberlieferung nach der Hügel Golgatha und das Grab Jesu gelegen haben. Im 12. Jahrhundert führten die Kreuzfahrer hier eine gewaltige Kirche auf, die bis auf den heutigen Tag im großen und ganzen erhalten geblieben ist. Das Innere mit seinen zahlreichen in- und übereinander liegenden Kapellen, Grotten und Gängen, auf welche die verschiedenen christlichen Kon-